Bücher für den Weihnachtstisch

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 49

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sabine wandte unwillkürlich den Kopf; immer um diese Zeit bekam sie Sehnsucht hinaus. Nur Himmel, Wolken und Ferne. Nicht dies Beengte des Blicks. Aber ihre Ferien kamen noch lange nicht. Sie mußte auf den Urlaub des Vaters warten — und vorher war doch noch der Prozeß Becker.

Sie sah zu Geninde herüber. Er saß an der Schmalseite, in Vertretung von Dr. Bleß, dem Vorsitzenden. Er schien ihr heute eigentümlich zerstreut, zeigte nicht die ihm sonst eigentümliche Aufmerksamkeit.

„Was meinen Sie zu diesem Projekt, Fräulein Keinow?" fragte einer der Herren neben ihr.

Sabine schrack auf. Sie war gar nicht bei der Sache. Was hatte Pastor Dehnert eigentlich gesagt? Ach so, es ging um die Einrichtung der Schneiderwerkstatt in dem Landheim für jugendliche Gefährdete.

„Aber bei unserem finanziellen Status", warf nun der Kassenführende, Kaufmann Brandt, ein, „unmöglich können wir uns noch mit der neuen Einrichtung belasten. Pflichtgemäß muß ich abraten."

Sabine sah wieder einmal einen ihrer Träume zerstieben. Sie wußte, wie wichtig es war, immer neue Lehrmöglichkeiten für die gefährdeten Mädchen zu schaffen. Es gab ja für solche Menschen nur eins: Arbeit! Immer wieder Arbeit!

Fortsetzung folgt.

Bücher für den Weihnachtstisch

Biographische Romane.

Um Marie Antoinette. — Immer neu erwacht das Interesse für die unglückliche Königin der Franzosen aus der Zeit der großen Revolution. Die Historiker haben sie die einen in Schwarz, die andern in Weiß gemalt. Den einen war sie die landfremde und volksfeindliche Aristokratin, die ihr Schicksal verdient hat; den andern war sie die unschuldige Märtyrerin, die heroische Verteidigerin des Königsgedankens, das Opfer einer verbrecherischen Demagogie. Die Geschichtsschreiber der Revolution wiesen auf ihren „lasterhaften" Lebenswandel, auf die Halsbandgeschichte hin; sie zitieren Aussprüche von Zeitgenossen wie Napoleon, die sie offen des Ehebruchs mit dem schwedischen Grafen Axel von Fersen anklagen.

Wie steht es um dieses berühmt-berüchtigte Liebesverhältnis? Die Legitimisten weisen die Verdächtigungen der Frauenehre Marie Antoinettes mit Entrüstung zurück. Napoleon, überhaupt alle ihre politischen Feinde, seien voreingenommene Zeugen und verdienten keinen Glauben. So sympathisch auch dieses Einstehen für die Ehre einer Unglücklichen ist, so läßt sich nach dem Stande der heutigen Forschung die These vom platonischen Verhältnis zwischen der Königin und dem schwedischen Grafen nicht mehr halten. Denn inzwischen sind von der schwedischen Professorin Södernjelm die Familienarchive der Fersen untersucht und veröffentlicht worden, die unerbittliche Klarheit geschaffen haben in dieser verdunkelten Angelegenheit. Man weiß es jetzt, Axel von Fersen, der „schöne Fersen", wie man ihn nannte, hatte auf Schloß Trianon in Versailles und später in den Tuilerien in Paris erlaubten Zutritt zu den Gemächern der Königin und zwar zu jeder beliebigen Stunde. Er war nicht nur der Freund und Berater, sondern durch Jahre hindurch der wirkliche Geliebte der Königin. Der einzige, das sei zu ihrer Ehre festgestellt; sie steht darin im rühmlichen Gegensatz zu den meisten hohen Damen ihrer Zeit und Umgebung.

Nun sind der kompromitierten Königin zwei Ehrenretter erstanden, zwei Dichter, und zwar zwei deutscher Zunge, was nicht ohne Bedeutung ist. Der Oesterreicher Stefan Zweig hat im Jahre 1932 sein berühmtes Lebensbild „Marie Antoinette, das Bildnis eines mittleren Charakters" veröffentlicht. Er hat es versucht, das Menschliche in dieser tragischen Figur der großen Geschichte aufzuzeigen. Er hat es — nach seinen eigenen Worten — versucht, einen Charakter zu zeichnen, „der seine überzeitliche Wirkung einzig einem unvergleichlichen Schicksal und seine innere Größe nur seinem übermäßigen Unglück dankt und der auch ohne jede Uebersteigerung gerade um seiner irdischen Bedingtheit willen Anteil und Verständnis der Gegenwart zu verdienen vermag." Zweigs biographischer Roman ist ein packendes und überzeugendes Dokument einfühlender Psychologie. Marie Antoinette, die lebenslustige Wienerin, Tochter einer Vollfrau wie Maria Theresia, die fünfzehn Kindern das Leben geschenkt, mit vierzehn Jahren an einen fremden ungeliebten, durch viele Jahre hindurch impotenten Prinzen verheiratet: ihre gesellschaftlichen Ausschweifungen, ihre Unersättlichkeit im Besuchen von Theatern und Bällen ist jedem Arzt und Psychologen heute ohne weiteres verständlich; sie mußte ihre aufgepeitschten Nerven abreagieren. Mit 18 Jahren lernte sie an einem Maskenball den gleichaltrigen Fersen kennen. Es war eine Liebe auf den ersten Blick. Aber erst vier Jahre später — Marie Antoinette war erstmals Mutter geworden — kam das entscheidende Wiedersehen. Der junge Mann entfloh seiner sündigen Liebe in einen mehrjährigen Kriegsdienst nach Nordamerika. Zurückgekehrt, war das Schicksal nicht mehr zu meistern. Fersen bekam durch die Königin ein Regiment der französischen Armee. Er war ein verschwiegener Geliebter; nur wenige Vertraute wußten um die Geheimnisse auf Schloß Trianon. Der Graf blieb in der Nähe der Königin auch nach ihrer Uebersiedelung nach Paris. Er organisierte den Fluchtversuch. Die Schuld an dessen Mißerfolg trug er insofern, als er nicht den Willen und die Autorität hatte, die Vorkehren so zu treffen, daß die Flucht unauffällig geschehen konnte. Bekanntlich mußte eine Riesenkutsche her, in der Tanten und Hutschachtel und Nachtstuhl verstaut werden konnten. Ausführlich und spannend liest sich das in Zweigs Buch.

Der zweite Ehrenretter, der Schweizer Felix Möschlin,*) hat sich seiner Aufgabe von der schwedischen Seite her genaht. Schweden war unter der Herrschaft des unglückseligen Schöngeistes und Despoten Gustav III. eng an Frankreich gekettet. Auf der goldenen Brücke der Jahrgelder spielten die Beziehungen hin und her. Der junge Axel von Fersen hatte Agentendienste zu leisten. Eine undankbare Rolle. Ueberhaupt eine zutiefst tragische Figur: seinem König zu volksfeindlicher Politik verpflichtet und dazu einer fremden Königin liebeshörig. Beide Bindungen sittlich anstößig. Beide straften sich grausam. Frankreich exilierte ihn, das schwedische Volk ermordete ihn.

Möschlin hat mit gutem Grunde nicht versucht, diesen schwachen Charakter zu idealisieren. Was er für seinen Helden tun konnte, war, ihn verstehend mitten in seine Zeit hineinzustellen: in die Zeit des Absolutismus mit ihrem Totalitätsanspruch einer einzigen Klasse. Wie er, so lebten und dachten alle Aristokraten. Sie sahen und kannten das Volk nicht anders denn als Mittel zur skrupellosen Gestaltung ihres egoistischen Wohllebens.

Aber das muß man feststellen: es ist ein packendes, ja faszinierendes Zeitbild geworden. Eindrucksvoll weniger um seiner künstlerischen Konzeption willen, die nicht voll zur plastischen Gestaltung durchgedrungen ist, als wegen der Fülle kultur-historischer Details, die im Lichte konkret-menschlicher Bezogenheiten ungemein plastisch wirken. Indem nämlich der Dichter die Briefe und Dokumente aus den schwedischen Schloßarchiven oft und ausgiebig reden läßt, stellenweise nur mit einem verbindenden Text unterbrochen, bringt er die Vergangenheit zum Klingen, und der Leser sitzt wie in einem Tonfilmtheater vor dem lebendigen Ablauf eines großen tragischen Geschehens. Und im Hintergrunde taucht immer die Frau auf, von der Möschlin gesteht: „Je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, umso herrlicher wurde sie."

Beide Dichter, Zweig und Möschlin, haben sich uneingestanden um dasselbe Ziel gemüht: der Frau — es war zufällig hier eine vom Schicksal mit zu hoher Verantwortung belastete Königin — das Recht auf ein lebenswertes Leben zu retten. Und zum Leben einer Frau gehört die Liebe und zu dieser das Selbstbestimmungsrecht.

*) Felix Möschlin, Der schöne Fersen. Verlag Albert Müller, Zürich. Ganzleinen Fr. 8.50.